

BAUNETZWOCHE #314

Das Querformat für Architekten, 12. April 2013

Montag

Auch Apple kämpft mit Kostenexplosionen und Zeitverzug: Der Campus, den Foster + Partners im kalifornischen Cupertino planen, wird vermutlich zwei Milliarden Dollar teurer als geplant. Voraus ging paradoxerweise der Versuch, eine Milliarde einzusparen – was zu kostspieligen Verschiebungen im Zeitplan geführt hat. Auch Steve Jobs Geist spielt noch mit; in seinem gestalterischen Perfektionismus bestand er auf einer absolut fugenlosen Konstruktion.

Mittwoch

Die Architekturplattform Emporis – dankbare Quelle, wenn man beispielsweise zu Hochhäusern recherchiert – hat die schönsten Firmenzentralen der Welt gekürt. Darunter finden sich Klassiker wie das BMW-Kleeblatt von Karl Schwazer in München und das Lloyds Building von Richard Rogers in London, die üblichen Verdächtigen wie Hearst Headquarters von Foster in New York und die Petronas Towers von César Pelli in Kuala Lumpur. Aber nicht nur Hohes ist dabei, sondern auch Flaches und ungewöhnlich Geformtes wie das Adidas-Gebäude in Herzogenaurach von kadawittfeldarchitektur.

Special:
**ARCHITEKTUR
UNTER TAGE**



[BAUNETZWOCHE-Newsletter bestellen!](#)

ARCHITEKTUR UNTER TAGE

Beschränke deinen Einfluss auf das Klima
auf ein gesundes Maß

Limita il tuo impatto sul clima
sulle condizioni naturali del pianeta

Limita ton impact sur le climat
à un niveau compatible avec les écosystèmes de la planète

Limit your impact on the climate to a level equitable
for all human beings
and healthy for the planet's ecosystems

Themenwelt Sasso San Gottardo, Foto: Jan Bitter



01 Editorial

02–16 Special

17 Architektenprofile

18–19 Buchrezension

20 Tipp

21 *Bildserie der Woche

BAUNETZWOCHEN 314

Bevor der Mensch auf den Gedanken kam, sesshaft zu werden und in die Höhe zu bauen, dienten ihm Wohnhöhlen als Behausung. Bis in die Gegenwart wurden und werden Räume in den Fels gehauen oder in die Erde gegraben, um sich zu schützen, religiöse Orte und ganze Städte einzurichten, Landstriche miteinander zu verbinden oder eine besondere Naturverbundenheit zu demonstrieren. Heute kommt als zusätzlicher Reiz die Umnutzung bestehender Höhlen, Stollen und Gewölbe hinzu.

Vor rund 12.000 Jahren hätte sich eine Wohnungsanzeige vermutlich so gelesen: „Gut angebunden an ergiebige Jagdgründe, Schutz vor Witterung und feindlichen Sippen, konstante Temperatur zur Lagerung der Vorräte. Feuerholz ist selbst mitzubringen.“ Als Wohnform hat sich zwar mit der Sesshaftigkeit ab der Jungsteinzeit das Bauen in die Höhe und zunehmender Komfort durchgesetzt. Aber neben der Faszination für immer gewagtere Türme gibt es parallel die Anziehungskraft des Geheimnisvollen, Versteckten oder auch Kuscheligen der Tiefe.

Erdverbundenes

Erdarchitektur – da kommen einem rasch Bilder der idyllischen, sanft gehügelten Auenlandschaft in den Sinn, in die die Hobbits ihre Wohnhöhlen gruben. Runde Fenster und Türen, organisch geformte Wände und – soweit nicht eingegraben – geschwungene Gründächer sind die Markenzeichen dieser Gemütlichkeitsarchitektur.

Erdarchitektur – so nannte auch *Engelbert Kremser* seinen Gegenentwurf zur rationalen Spätmoderne der 1960er Jahre, und gibt man den Begriff im Internet ein, stößt man zuerst auf ihn. „Erdarchitekturen“ hieß auch die erste Ausstellung Kremser, einem Pionier des organischen Bauens, 1968 in Berlin. Die Bezeichnung führt jedoch in die Irre, denn die Erde ist bei Kremser, der auch Maler ist und heute in Potsdam lebt, nicht das Bau-, sondern das Schalmaterial. Kremser liebt den fließenden Baustoff Beton, aber eben nicht als eckige Schachtel, sondern als „dauerhaften, erstarrten Abdruck lebendiger Erde“.



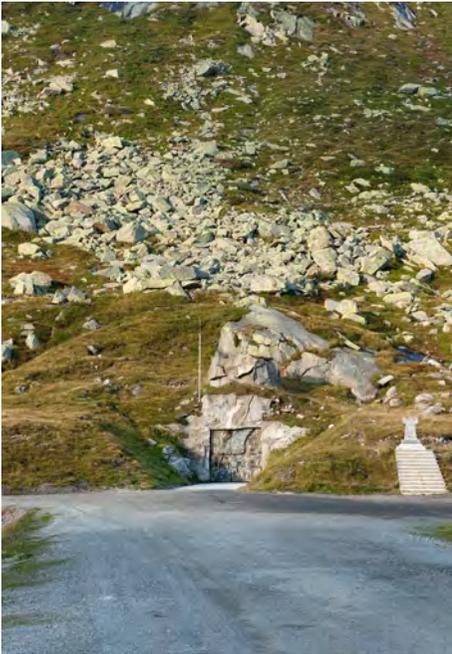
Café am See, Britzer Garten, Engelbert Kremser 1985. Foto: Thomas Spier, April 2013

So Wolfgang Pehnt im Katalog zu Kremser's Ausstellung im Deutschen Architekturmuseum „Anstiftung zum Raum“ 2006. Für diese Abdrücke schüttet Kremser Erde auf oder schachtet Mulden und Trichter aus, die er mit Schaufel oder Spaten strukturiert und dann mit armiertem Beton über- oder ausgießt. Nach dem Erstarren des Betons wird die formgebende Erde ausgebaggert – übrig bleibt ein höhlenartiger Raum. Oft durfte Engelbert Kremser seine Methode nicht anwenden. Bekannt geworden ist jedoch das **Café am See**, das er für die Bundesgartenschau in Berlin 1985 aus einem künstlichen Hügel wachsen ließ. Es steht rau und bergend zugleich wie übriggeblieben aus Jahrhunderten am Ufer des Hauptsees. Und wenn auch letzten Sonntag mit den ersten frühlinghaften Sonnenstrahlen die Besucher eher raus aus der Höhle und auf die Terrasse strömten, der kuppelige Innenraum erklärt, was Wolfgang Pehnt in Bezug auf seinen Architekten mit „raumsüchtig“ meint.

Architekten wühlen sich weiterhin gerne in die Tiefe, sei es für Neu- oder Ergänzungsbauten, sei es, dass unterirdische Räume wiederentdeckt und neu genutzt werden sollen. Das geschieht zu Wohnzwecken, aus Platzgründen mit eingegrabenen Turnhallen, gerne bei Museen zur Flächensteigerung, die sich aber nicht oberirdisch manifestieren soll, sowie bei schwieriger Topografie, um die Bauordnung auszudrücken und um Orte zu inszenieren.



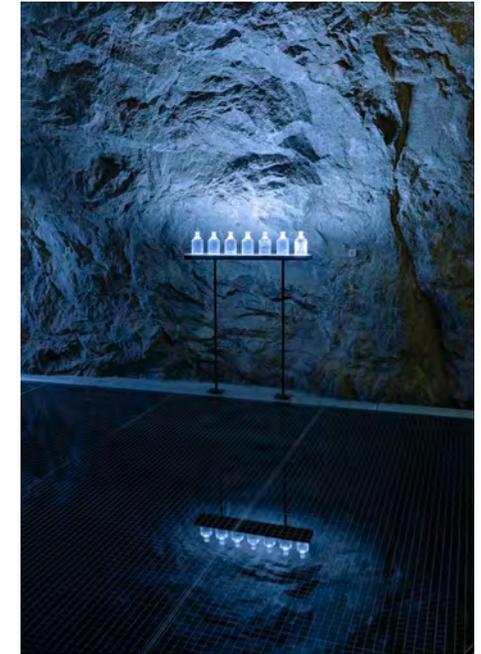
Innenraum. Foto: Thomas Spier, April 2013



Zugang zur Themenwelt Sasso San Gottardo



Themenräume. Fotos: Jan Bitter

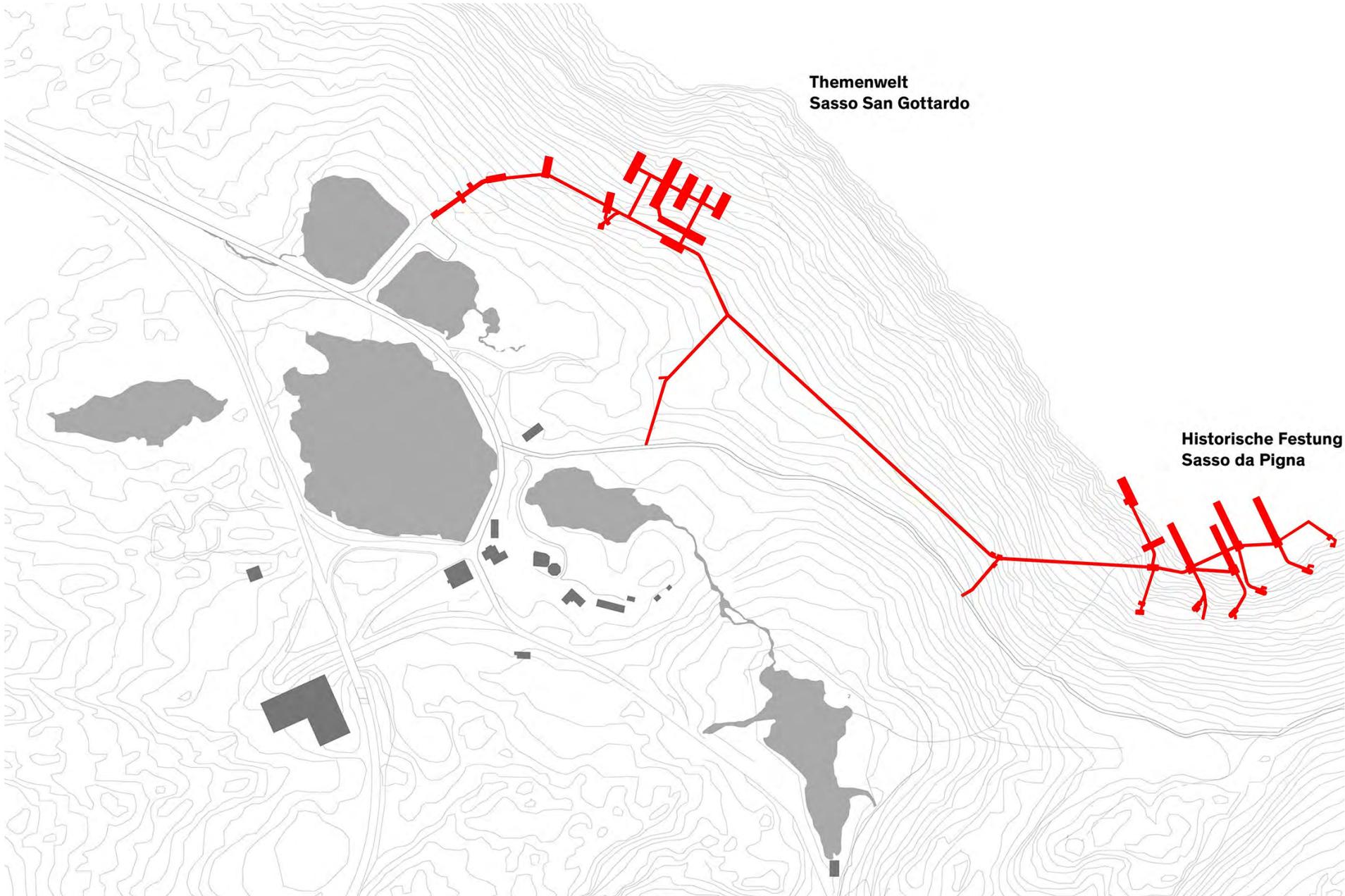


Museales

Letzteres in Verbindung mit einer Ausstellung geschah in den Stollen der Alpenfestung Sasso da Pigna (1941-45), die schon seit Jahrzehnten nicht mehr zur Verteidigung der Schweizer Neutralität benötigt wird. Im Sommer 2012 wurde hier die „**Themenwelt Sasso San Gottardo**“ der Öffentlichkeit zugänglich gemacht, ein Rundgang, der den Charakter des Ortes – ein Tunnelsystem mitten im Fels – inszeniert und zugleich drängende Fragen wie den Umgang mit Ressourcen, Klima und Mobilität thematisiert (www.sasso-sangottardo.ch).

Holzer Kobler Architekturen aus Zürich haben sich nicht das erste Mal einer sperrigen Aufgabe in einer ungewöhnlichen Situation angenommen. Die Stollen ziehen sich über knapp zwei Kilometer Länge und zwei Ebenen, die sich durch 90 Meter Höhenunterschied deutlich trennen lassen. Im Zugangsstollen können sich die Besucher an die Atmosphäre gewöhnen: Sie haben 2.000 Meter Fels unter und 1.000 Meter Fels über sich, es ist dunkel, feucht und allerhöchstens 18 Grad warm. Im unteren Teil erhält jedes Thema einen eigenen Raum. Jeder Raum wird anders behandelt, mal beinahe im ursprünglichen Zustand belassen, mal stehen Tafeln aus Cortenstahl vor dem Fels, mal laufen Filmsequenzen; der Raum zum Thema

„Wasser“ ist geflutet und mit Wassergeräuschen gefüllt. Einer der Räume gehört dem Fels selbst; hier kommt die Schönheit des Berginneren durch Kristalle zum Glitzern. Mit einem Schrägseillift gelangt man in den oberen Abschnitt. Hier hat man die Zeichen der militärischen Nutzung unverändert belassen und Fundstücke des Alltags in der Festung ausgestellt.



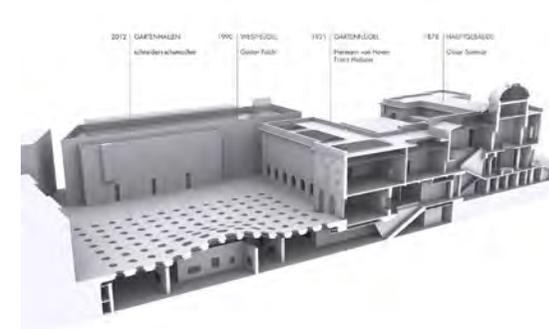
Das Stollensystem, Höhenkurven



Städel-Erweiterung von außen, Frankfurt/Main, Schneider+Schumacher 2012



Unterirdische Gartenhallen, Fotos: Norbert Miguletz



Schnitt durch den Alt- und den Neubau

Die gegenteilige Atmosphäre haben Schneider+Schumacher mit der schon viel gerühmten lichten **Erweiterung des Städel** in Frankfurt geschaffen. Mit ihrem Vorschlag, die neuen Ausstellungsflächen unter den Garten zwischen Museumsaltbau und Städelschule zu verlegen und sie durch einen Teletubbie-Hügel außen abzubilden, hatten die Architekten den Wettbewerb gewonnen und im Februar 2012 das neu gestaltete Foyer, die skulpturale Terrazzotreppe und an ihrem Fuß die neuen Gartenhallen mit Kuppeldecke

eröffnet. Die weißen Ausstellungskabinette werden durch runde Oberlichter, die in den – übrigens begehbaren – Hügel eingelassen sind, mit gefiltertem Tageslicht versorgt.

Schon von 1980 stammt ein Konzept für das **Museum für Kunsthandwerk** des Städelschülers Johannes Peter Hölzinger, ebenfalls für Frankfurt. Zu dieser Zeit begann der Architekt, sich mit Erdreliefs zu beschäftigen, also mit dem Aufschneiden und -klappen sowie Verrücken von

Erdschichten. Für seine Museumsidee schuf er so Raum, um tiefergelegt aber nach oben offen zweiseitig belichtete Ausstellungspavillons anzuordnen. Hölzinger ist ein früher Vertreter des ökologischen Bauens; mit seinen Experimenten wollte er die Vegetationsflächen möglichst wenig beschädigen und gleichzeitig die klimatischen Vorteile des Erdspeichers nutzen.



Museum für Kunsthandwerk, Frankfurt/Main, Entwurf von Johannes Peter Hölzinger 1980, Modellfoto

Wohnliches

Das Museum für Kunsthandwerk blieb Theorie, nicht aber das private **Wohnhaus Anthes**, das Hölzinger 1994 im Taunus fertig stellte. Die Gebäudeform und sein ökologisches Konzept vereinte er in einem keilförmigen Bau, der aus dem Hanggrundstück herauszuwachsen scheint. Der Keil ist an einer horizontalen Nahtstelle auseinandergerückt und hier sowie in der vertikalen Achse verglast. Die untere Hälfte ist eine Art Fortsetzung des Gartens, das „Sommerhaus“. Der obere Teil ist klimatisch vom unteren getrennt und als „Winterhaus“ nutzbar.

Besonders raffiniert gingen die Architekten des Büros *Christian Pottgiesser Architecturepossibles* (Paris) 2011 bei einem Privathaus vor, dem **Maison L**, eine halbe Stunde westlich des Pariser Stadtzentrums gelegen. Die sechsköpfige Familie, die bereits auf 616 Quadratmetern in einer Orangerie aus dem 18. Jahrhundert lebte, äußerte weiteren Bedarf nach individuellen Rückzugsräumen. Da in der Gegend um Versailles Flachdächer nur für Nebengebäude und mit einer Fläche bis zu 25 Quadratmetern erlaubt sind, tricksten die Architekten das Baurecht wirkungsvoll aus: An der Grundstücksgrenze ordneten sie L-förmig (daher der Name) fünf kleine Wohntürme aus hellem Sichtbeton an. Die Türme wachsen aus einem eingeschossigen, in der Erde versenkten Sockelgebäude hervor; damit konnte auch die strenge Vorgabe zur maximalen Gebäudehöhe erfüllt werden. Das Erdreich wurde um zwei Meter aufgeschüttet und mit Bruchsteinen gestützt.



Wohnhaus Anthes, Straßenseite, Johannes Peter Hölzinger 1994



Gartenseite. Fotos: Norbert Miguletz

Der abgesenkte Verbindungsbau hat im Gegensatz zu den kubischen Türmen einen organischen Grundriss; die höhlenartigen, durch Oberlichter aber zugleich hellen Räume bilden einen fließenden Wohnbereich. Bei Bedarf können sich Eltern und Kinder in ihre individuellen Türme zurückziehen.

Bei der **Villa Vals** im Schweizer Kanton Graubünden, in unmittelbarer Nähe zu Peter Zumthors berühmter Therme, ging es wieder darum, mit strikten Bauvorschriften phantasievoll umzugehen. Bjarne Mastenbroek vom Rotterdamer *Studio SeARCH* hat zusammen mit *Christian Müller Architects* (Zürich) das Ferienhaus in den Hang geschoben, und durch das vollständige Verschwinden des Hauses die lokalen Bauvorschriften, die keine Änderung des Dorfbildes zulassen, umgangen. Der 22 Meter lange Zugangstunnel beginnt unsichtbar und zugleich unfreiwillig zelebriert in einer traditionellen Graubündner Scheune. Obwohl das Haus nur durch einen kreisrunden Einschnitt im Berg, der gleichzeitig eine Terrasse bildet, sichtbar ist, ist das Innere mit 160 Quadratmetern auf zwei Etagen verblüffend großzügig. Über den Hof und große Fenster fällt auch hier trotz des Höhlencharakters viel Tageslicht in die vier Schlafzimmer und die Wohnküche.



Perspektivische Darstellung der fünf Türme mit dem verbindenden Erdgeschoss



Maison L außen, Christian Pottgiesser Architecturepossibles 2011



Abgesenktes Erdgeschoss innen. Fotos: George Dupin



Villa Vals, im Dorf eingebettet, SeARCH und CMA 2009



Villa Vals abends



Zugangstunnel



Aussicht von der runden Terrasse. Fotos: Iwan Baan

Gastronomisches

Noch einmal Johannes Peter Hölzinger: Für das **Kasino des Bundesministeriums der Verteidigung** (Bonn 1986–97) treibt er die Idee der Erdklappung weiter. Er setzt einen diagonalen Schnitt und stellt Bauten mit orthogonalen Fassaden in den breiten Spalt. Die aufgeklappten Vegetationsflächen gehen in die Landschaft über. Das Kasino ist der Topografie angepasst auf drei Ebenen angelegt: Auf Erdgeschossniveau verläuft der Steg zur Cafeteria, eine Ebene tiefer auf Höhe eines Sees liegen der Speisesaal mit Terrasse, die Küche und Nebenräume, im Untergeschoss weitere Funktionsräume und die Gebäudetechnik.

Praktisches und Gesichertes

Ein ganz pragmatischer Bau ist mit der **Tunnelwarte** von Hausmannstätten südöstlich von Graz 2012 entstanden. Der Ortskern musste dringend vom Verkehr entlastet werden – deshalb wurde ein 1.045 Meter langer Tunnel mit Zentraltunnelwarte, Straßenmeisterei und Werkstätten gebaut. Das 200 Meter lange Ensemble des Grazer Büros *Dietger Wissounig Architekten* geht mit flachen, teils in künstlichen Aufschüttungen, teils in den Hang eingegrabenen Bauten unaufgeregt in die Landschaft über. Damit ist zugleich der Lärmschutz gesichert. Von oben ist es mit seinen Gründächern fast nicht auszumachen. Die beiden Riegel folgen dem geschwungenen Straßenverlauf bis zum Tunnelleingang und werden dort von einem Zentralgebäude verbunden.



Die Ministeriumsmitarbeiter als Traube vor ...



... und als geordnete Reihe nach dem Mittagessen im Kasino, Fotos: Norbert Miguletz



Tunnelwarte Hausmannsstätten, Dietger Wissounig Architekten 2012. Fotos: Büro



Atomschutzbunker Pionen, Tunnel zum „Gewächshaus“



Gläserne Besprechungskapsel. Fotos: Åke E:son Lindmann

Wo könnte Informationstechnologie besser geschützt sein, als 30 Meter tief unter Tage und umgeben von beinahe undurchdringlichem Beton? Einer von Schwedens wichtigsten Internet Service-Anbietern nutzt seit 2008 den ehemaligen **Atomschutzbunker Pionen** unterhalb der Stockholmer Innenstadt auf einer Fläche von 1.100 Quadratmetern. Aber wie verwandelt man eine so unwirtliche Umgebung zu einem ansprechenden Arbeitsplatz? *Albert France-Lanord Architects* (Stockholm) nahmen den Fels als lebendigen Organismus und die Menschen als zukünftige Bewohner dieser Unterwelt zum Ansatz. Neben Wasser und den technischen Einrichtungen brachten sie Licht und Pflanzen mit hinunter. Man nähert sich dem zentralen Raum über einen Tunnel, der zunächst punktuell, dann immer heller erleuchtet ist. Die Wände dieses Zentrums sind begrünt. Das sogenannte Gewächshaus dient als Verteiler zu allen weiteren Bereichen, die auf einem sternförmigen Grundriss und in einem rechteckigen Tentakel angeordnet sind. Im Mittelpunkt des Sterns schwebt als Besprechungsraum eine runde Glaskapsel. Diese Filmset-ähnliche, dabei introvertierte Szenerie ist auch für die Mitarbeiter nur über Sicherheitsschleusen zugänglich.

Symbolisches

Feierlicher kann eine Bauaufgabe kaum sein: Das Osloer Büro *Snøhetta* hat in Zusammenarbeit mit dem Grazer Architekten *Christoph Kapeller* nach gewonnenem Wettbewerb dafür gesorgt, dass 2002 nach fast 2.000 Jahren in Alexandria – und damit am Standort der berühmtesten Bibliothek des

klassischen Altertums – wieder ein **Büchertempel** eröffnet wurde. Die Architekten bedienten sich einer vielschichtigen Symbolsprache. Die runde Form des Grundrisses leiteten sie aus Jorge Luis Borges paradoxer Beschreibung der Bibliothek von Babel ab, nach der diese sich aus unendlich vielen hexagonalen Galerien zusammensetzt, deren Zentrum eine Kugel ergebe. In die bis zu 32 Meter hohe, halbrunde Südfassade sind Zeichen aus Schriften aus aller Welt gestanzt. Das gesamte Gebäude ist gekippt, das Dach wächst als riesige Oberlichtscheibe aus der Erde. Da es nach Norden zeigt, richtet das Tageslicht aber keinen Schaden an, sondern kann optimal genutzt werden. Vier von elf Geschossen liegen unterirdisch; der Innenraum ist terrassenförmig organisiert. Zusammen mit weiteren Einrichtungen und einem öffentlichen Platz bildet das Ensemble eine „Kulturinsel“ zwischen der lauten Stadt und dem Mittelmeer.

Cooler

Gerade wurden die „Tanzenden Türme“ von *Bothe Richter Teherani* in Hamburg eröffnet. Und zugleich der legendäre **Mojo Club** mit vier Bars auf drei Etagen für 800 Personen unterhalb des Vorplatzes wiederbelebt. Der Zugang ist tagsüber kaum erkennbar im Straßenpflaster integriert und nachts öffentlichkeitswirksam beleuchtet. Gleichzeitig gibt sich der Ort seiner Lage angemessen geheimnisvoll. Untertagepilger müssen sich selbst ein Bild machen, denn leider konnten (noch?) keine Fotos freigegeben werden. (*Christina Gräwe*)



Bibliothek von Alexandrien, Snøhetta mit Christoph Kapeller 2002



Terrassenförmiger Innenraum. Fotos: James Willis

Eins von 2.600 Projekten in den Architektenprofilen

Das „Hotel Shanghai“ in Essen ist einer der bekanntesten Elektro-Clubs des Ruhrgebiets. Aufgrund einer Auflage der Stadt musste der Betreiber hier einen separaten Raucherraum ausweisen – die einzige räumliche Option für diese Nutzung war eine ehemalige Tiefgaragenzufahrt aus den 1960er Jahren. Das Oberhausener Büro Dratz&Dratz Architekten erhielt den Auftrag für den Umbau.

Ziel der Architekten war es, die vorhandenen räumlichen Momente zu stärken. Ein besonderer Reiz lag hierbei in der Bildkraft der Betonoberflächen. Die alten Farbschichten wurden entfernt und das „reine“ Material freigelegt. Gefeiert wird im Hotel Shanghai jetzt auf zwei Ebenen: Unten befindet sich die „Main Area“ mit einer langen Bar, Tanzfläche mit Großstadt-Skyline und DJ Pult mittendrin. Im oberen Stockwerk gibt es eine Galerie mit Séparées, in die man sich in kleinen Gruppen zurückziehen kann. Mit diesen Eingriffen konnte mehr als ein Raucherraum geschaffen werden. Entstanden ist ein Ort, der neben Konzerten auch für Lesungen, Filmvorführungen und Diskussionsabende genutzt wird und so das Angebot des Clubs erweitert.

Zum Projekt im *Profil* von Dratz&Dratz Architekten

Zu den *Architektenprofilen*

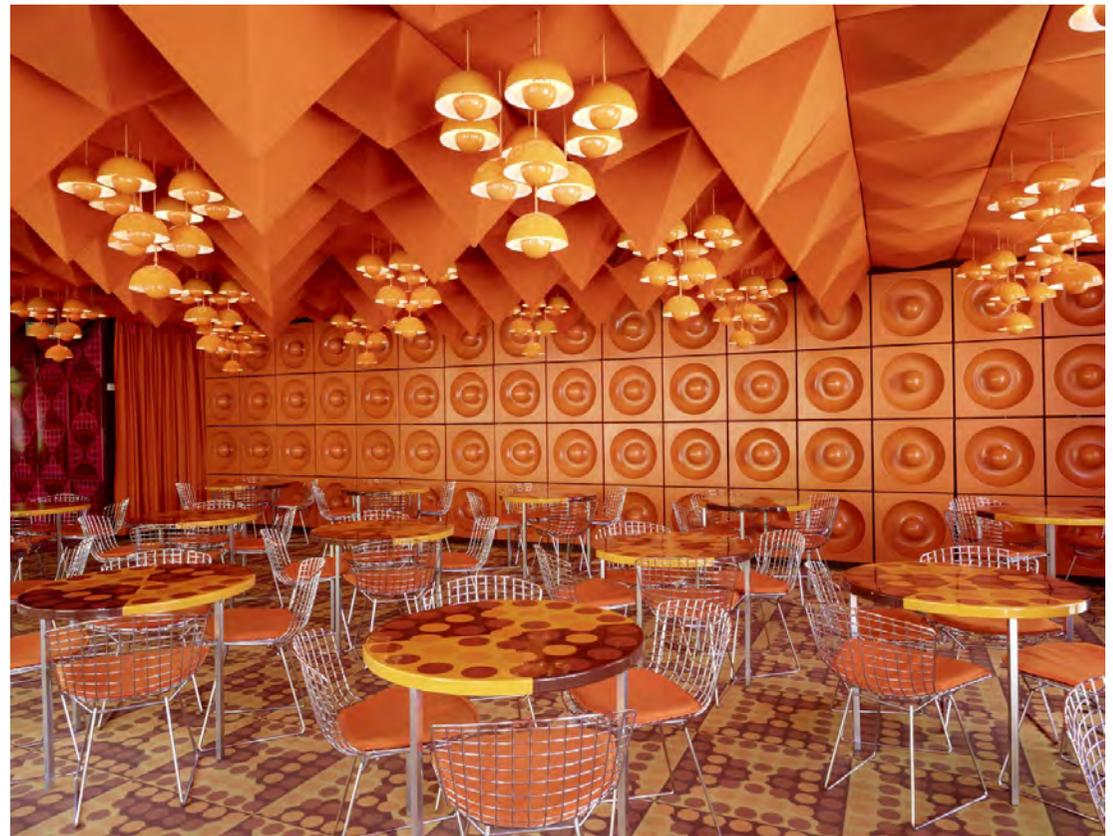


Rot rot blau blau orange orange ...

Verner Panton. Die Spiegel-Kantine

Am Pförtner hatten wir uns noch erfolgreich vorbeigeschlichen, bei der Bestellung fiel es dann doch auf: Wie hatten hier nichts zu suchen. Denn die berühmte Kantine im ehemaligen Spiegel-Hochhaus stand nur Mitarbeitern offen. Ein kurzer Eindruck also: Das Feuerwerk aus Farben und Formen passte eher in einen LSD-Rausch als in dieses nüchterne 60er-Jahre Bürohaus. Oder steigerte dessen Strenge noch die Wirkung?

Jedenfalls war es ein mutiger Schritt, 1968 den dänischen Architekten und Designer Verner Panton mit der Innenausstattung des ein Jahr später bezogenen Verlags- und Redaktionshauses von Werner Kallmorgen zu beauftragen. Interessanterweise stand neben Panton mit Herbert Hirche ein Vertreter einer ganz anderen Richtung zur Debatte: nüchterner Funktionalismus versus neue Lässigkeit. Der psychedelische Entwurf Pantons überzeugte, zumindest für das Schwimmbad im Keller, den Eingangsbereich, die Kantine und die Snackbar im Erdgeschoss sowie die Redaktionsräume in den Etagen eins bis sechs. Bis zum Kugelschreiber und Papierkorb reichte der Gestaltungsauftrag – nur vor den Büros des Herausgebers und des Verlagsdirektors machte der Farb- und Formenrausch halt: Die Herren Becker und Augstein bestanden auf neutralen Arbeitsplätzen.



Orangefarbener Speiseraum, 1969, Foto: Michael Bernhardt/Spiegel Verlag

Ansonsten aber: rot rot blau blau orange orange orange orange rot rot blau rot blau rot rot rot, wie es Manfred Sack schon 1969 zur Eröffnung im Zeit-Magazin beschreibt. Der Artikel von damals ist in dem Buch ungekürzt abgedruckt und allein schon die Lektüre wert.

Nicht die ausgetüftelte Haustechnik mit Gegensprechanlage und Rohrpost beeindruckte, sondern das Bekenntnis zur Pop-Art. Die Gestaltung begann bereits außen mit einer Wand aus den Pantontypischen Elementen Quadrat, Kreis und Halbkugel, die sich innen als Leuchten wiederfinden. Geometrische Formen und Farben komponierte Panton zu einem Gesamtkunstwerk – wild und geordnet zugleich. Die Muster wurden direkt auf die Tischplatten emailliert oder in die Teppiche eingewebt. Panton erfand jedoch nicht nur neu, sondern bediente sich auch aus seinem bisherigen Fundus an Leuchten und Möbeln. Jede Etage erhielt ihre eigene Farbe, die fünfte mit den Konferenzräumen beispielsweise war ganz in Lila gehalten. Und auch wenn Pantons Frau Marianne im Januar 1969 „Alles ist Scheiße bei Spiegel“ notiert – Schuld war wohl der enorme Zeitdruck – waren am Ende doch alle glücklich. Zwischendurch flaute die Begeisterung für das Zeitdokument der späten 60er Jahre zwar etwas ab, das Spiegel-Interieur erfuhr aber auch eine lang anhaltende Renaissance bis hin zum Architektur-Tourismus.

Trotzdem – auch das erfährt man in dem bunt-informativen Buch mit Beiträgen zur Gestaltung, zu Verner Panton selbst und auch allgemein zum Design der 60er Jahre – überlebten die Jahrzehnte bis zum

Umzug 2011 in die Hafencity lediglich die Snackbar und die Kantine. Das Schwimmbad existierte nur einige Jahre, die anderen Interieurs wurden nach und nach ersetzt. Was man inzwischen bitter bereut. Aber: Die Mitarbeiter wollten auch an ihrem neuen Arbeitsplatz nicht ganz auf die geliebte Bar verzichten, und so wurde nach dem Vorbild der alten im „Schaufenster“ des Henning-Larsen-Baus eine neue entworfen. Die überwiegend original erhaltene Snackbar und Kantine stehen heute übrigens auch Nicht-Spieglern offen: seit Oktober 2012 im Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe. (Christina Gräwe)

Die Spiegel-Kantine
Hrsg. Sabine Schulze, Ina Grätz
112 Seiten, 104 farbige Abbildungen
22,80 x 24,71 cm
Gebunden
29,80 Euro
ISBN 978-3-7757-3321-2
Hatje Cantz Verlag, 2012

www.hatjecantz.de

**Museum für Kunst und
Gewerbe Hamburg**

www.mkg-hamburg.de



Im Gespräch mit Sebastian Conran

Das Faible für Design steckt Sebastian Conran in den Genen. 1986 gründete der Sohn von Terence Conran in London ein eigenes Designbüro. Die Bandbreite seiner Entwürfe reicht von Badewannen und Autos bis hin zu Stereoanlagen und Leuchten. Die Produkte des britischen Industriedesigners sind immer funktional und geradlinig, jedoch nie unterkühlt. 2009 gründete Conran das Label Universal Expert, unter dem er bisher 150 Produkte herausgebracht hat, vor allem Tableware, Küchenaccessoires und Elektrogeräte. Wir trafen Sebastian Conran in Chicago und sprachen mit ihm über seine Leidenschaft für das Entwerfen.

Was er zu seinem Vorbild Dieter Rams gesagt hat und was sich hinter dem Begriff Soft Minimalism verbirgt, lesen Sie auf:

www.designlines.de



Sebastian Conran, Foto: Jannecke Nilsen

**Bildserie der Woche*



**Eines von vielen skurrilen Erdhäusern mit experimentellem Charakter ist das schräg aus dem Boden ragende Haus eines unbekanntes Architekten in der Nähe von Crestone, Colorado, einem Dorf am Fuß der Rocky Mountains: das Autoreifenhaus, zusätzlich gedämmt durch sandgefüllte Getränkedosen. Die schräge Glasfront nach Süden fängt ein Maximum an Sonne ein. Beim nächsten Besuch ein Jahr später war es immer noch nicht fertig.
Fotos: Thomas Spier, 1994*